

JUTTA KAYSER · BERLIN

## Tochter zweier Vaterländer – Tochter der Kirche

*Zum Leben und Denken von Annette Kolb*

Wir sind heute Zeitgenossen einer tiefgreifenden Wandlung der europäischen Geschichte: Die Europäische Union wird Wirklichkeit. Solche Entwicklungen vollziehen sich nicht einfach von selbst. Sie entstehen aus den Erfahrungen und Visionen einzelner Menschen. Vordenker pflegt man sie heute zu nennen, und sie tragen Namen. Einer davon ist der Name einer Frau, Annette Kolb. Sie hat gelebt von 1870 bis 1967, ist also 97 Jahre alt geworden. Sie war eine Dichterin, und sie war Publizistin, beides mit Leidenschaft und bis ins hohe Alter.

Ihre Themen beschäftigen uns noch heute: Die Überwindung der nationalen Konflikte, insbesondere derer zwischen Deutschland und Frankreich. Der katholische Glaube in einer skeptisch/glaubenslosen Zeit. Die Emanzipation der Frau.

Sie ist heute fast vergessen, obwohl sie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Zentraleuropa fast allgegenwärtig gewesen ist. Bei Politikern, Künstlern und Literaten – welchen Briefwechsel, welches Tagebuch aus dieser Zeit man heute auch aufschlägt, Annette Kolb kommt immer darin vor. Und immer wird sie mit Hochachtung, oft mit Liebe, manches Mal auch mit leiser Ironie genannt. Sie war eine große Dame, lange Jahre dann auch eine große *alte* Dame – und sie war zugleich ihr Leben lang auch ein *enfant terrible*. Diese Mischung, verbunden mit Integrität, Lauterkeit in Denken und Tun und persönlichem Mut muß einen großen Charme ausgestrahlt haben. Wer war diese Frau?

Sie war die Tochter des bayerischen Gartenarchitekten Max Kolb, der nach Lehrjahren in Berlin, Potsdam und Gent schließlich in Paris Jardinier Principal wurde und den Bois de Boulogne und die Gartenanlagen der Weltausstellung betreute. Dort lernte er seine Frau kennen, eine gefeierte Pariser Pianistin, Sophie Danvin, deren Eltern wiederum bekannte Landschaftsmaler waren. Eigentlich hatte das junge Ehepaar in Paris bleiben wollen, aber 1860 nahm Max Kolb dann doch die Stellung als Leiter der Botanischen Gärten in München an, die ihm von König Ludwig II. persönlich angeboten wurde. Die Familie zog also nach München, in die Geburtsstadt von Max Kolb, zunächst zeitlich befristet. Aber die

Fülle von neuen interessanten Aufgaben, so die gesamten städtischen Anlagen in München, die Gärten der Thurn und Taxis in Regensburg und schließlich der Ausbruch des Krieges 1870/71 hielt die Familie Kolb für immer in München fest.

Neun Kinder wurden geboren, von denen fünf am Leben blieben. Die jüngste Tochter war Anne Mathilde – Annette. Wichtig für uns, die wir ihr Leben und Werk betrachten, ist ihre ältere Schwester Louise, ein schönes und hochbegabtes Mädchen, das 25jährig stirbt und dem Annette in zwei Romanen ein Denkmal gesetzt hat – man ist versucht zu sagen, daß sie diese Romane vor allem aus diesem Grunde geschrieben hat.

Eine Schwester Germaine hat nach Irland geheiratet, ein Bruder Paul hat in erreichbarer Nähe gelebt und ist zwei Jahre vor ihr gestorben.

Diese Herkunft hat Annettes geistige Entwicklung und den Gang ihres Lebens entscheidend geprägt. Der Vater Deutscher, die Mutter Französin: Annette hat zwei Vaterländer. Auf die Formulierung, ein Vater- und ein Mutterland, wie man heute vielleicht sagen würde, ist sie noch nicht gekommen. Drei schreckliche Kriege zwischen diesen Ländern hat sie erlebt, zwei davon mit vollem Bewußtsein. Was das bedeutet für einen sensiblen Menschen, der beide Länder gleichermaßen liebt, kann man sich eigentlich vorstellen.

Wenn wir noch einen Moment bei der Herkunft bleiben: Sie hat die Musikalität der Mutter geerbt, hat vorzüglich Klavier gespielt und war eine begeisterte und intime Kennerin von Musik. Schon aus dem mütterlichen Salon kannte sie Liszt, Richard Wagner und Hans von Bülow. Keine Reise war ihr später zu weit, um an wichtigen musikalischen Ereignissen teilzunehmen, aber sie verschmähte auch nicht das Radio, wenn es, selten genug, gute Musik brachte. Geerbt aber hat sie auch das Auge eines Malers, nicht nur von den Großeltern, sondern wohl vor allem von ihrem Vater, dessen Fähigkeit zu *sehen* die Grundlage bietet für seine berühmten Gärten und Parks. Wobei zu bedenken ist, daß es sich bei Annette und vermutlich auch bei ihrem Vater nie allein um die Optik, das schöne Aussehen handelt, sondern daß es im Grunde das Atmosphärische ist, das sie berührt und in ihr Assoziationen weckt. Annettes Romane, aber eigentlich alles, was sie schreibt, leben aus dieser Fähigkeit heraus. Sie ist ungemein beeindruckbar durch Töne und Farben, diese Impressionen sind ihre eigentliche Welt, ihr Leben, während das Leben, »so wie es wirklich ist«, ihr immer ein wenig fremd bleibt. Was sie sucht, und zwar ihr ganzes Leben lang, ist die Vollkommenheit, der Zusammenklang, ein sehr häufig von ihr benutztes Wort, die letzte Harmonie der Welt, die wirklich vollkommene Schönheit. Sie bejubelt jeden Anfang davon, sie läßt die Hoffnung nie sinken – und wird doch immer wieder grausam enttäuscht. Als letztes wichtiges Element ihres Elternhauses muß genannt werden, daß es katholisch war. Annette hat ihre ersten sechs Schuljahre in einer Klosterschule in der Nähe von Innsbruck verbracht. Ihr Vater hatte den dortigen Salesianerinnen den Garten angelegt, dafür hatte die Tochter dort eine Freistelle – ein kleines Schlaglicht auf die finanzielle Lage der Familie, auch ein Thema, das in allen ihren Romanen eine Rolle spielt. Danach vollendete sie dann ihre Schulbildung in einer renommierten Privatschule in München. Sie machte kein Abitur, sie begann kein Studium. Ihre Hauptbildungsquelle war für sie und ihre Geschwister der Salon ihrer Mutter.

Die sechs Klosterschuljahre haben Annette ihrem katholischen Glauben entfremdet, jedenfalls hat sie das selbst so gesehen. Sie haben für sie die Religion ihres Geheimnisses beraubt, indem von Gott ständig geredet wurde, »als ob es sich um Reis oder Kaffee handle«, wie sie es Jahrzehnte später beschrieb. Es wird nicht bei dieser Entfremdung bleiben.

Annette Kolb ist in einer Zeit aufgewachsen, in der Mädchen im Allgemeinen zum Heiraten bestimmt waren und dadurch ihren Status und ihre soziale Sicherheit erwarben. Nun war es um den Status der Familie Kolb etwas merkwürdig bestellt: Die Mutter, sehr pariserisch, sie hat nie so richtig deutsch gelernt, Künstlerin, voll gesellschaftlicher Eleganz. Der Vater, von Hause aus Gärtner, dem Salonleben abgeneigt, ein richtiger Bayer, auch in seiner Sprache. Es war ein ungleiches Paar, wie Annette immer wieder betont. Das Wunder waren die Kinder, von seltenem Einklang untereinander, fremd unter ihren gleichaltrigen Kameraden, hochgesinnt und hochmütig, voller Lach- und Kritiksucht. *Sie* hatten Geschmack, *sie* genossen Reize des Lebens, von denen andere nicht ahnten. *Sie* fehlten bei keiner der großen Premieren im Münchener Hoftheater, und wenn sie dafür, hinter dem Rücken der Eltern, ihre Garderobe versetzen mußten. Sie spielten Nächte hindurch Karten. Sie traten ihre mehrtägigen Bergwanderungen grundsätzlich nachts an. »Wie ordinär ist alles bei Tag, verglichen mit jetzt! schrie Mathias und stürmte voran.«<sup>1</sup> Sie verschenkten alles zu Weihnachten, was sie gerade selbst bekommen hatten, denn Weihnachten war für sie das Fest des Geschenkegebens, nicht des -bekommens. Und außerdem war das viel wichtigere und schönere Fest für sie natürlich Ostern. Also, eine provokante Familie, interessant, mit mehreren schönen Töchtern gesegnet – aber wer aus der Münchener Gesellschaft hatte ernsthaft den Wunsch, so eine Schwiegertochter zu haben? Später wird Annette bekennen: »Durch Vorzüge, wie durch Mängel isoliert, muß ich mich selber auf mich nehmen wie ein Kreuz.«<sup>2</sup>

Es hat nicht an wohlmeinenden Freunden gefehlt, die Warnungen aussprachen, wohin dieses selbstherrliche Wesen, wirtschaftlich ganz ungesichert, führen würde, wie notwendig für diese Kinder eine solide Ausbildung sei. Solche Gespräche schlugen ein, die »Klavierlehrerin im fünften Stock« wurde das gefürchtete Schlagwort in der entstandenen depressiven Stimmung. Meist wurde sie durch einen erneuten Empfang im mütterlichen Salon aufgehellt, wo sich dann so illustre Gäste wie der französische Geschäftsträger, der Nuntius und angesehene Künstler trafen. Die vornehmen Kaleschen, die sich in der Straße dann stauten, die Bediensteten, die sich verwundert im Flur der engen, unkomfortablen Dienstwohnung der Familie Kolb drängten, das alles gab wieder Auftrieb. Manchmal wurden aber auch gute Vorsätze gefaßt. Eins der Mädchen verschwand für Tage in ihrem Malatelier, ein anderes beschloß, Orgelstunden zu nehmen – und Annette begann zu schreiben.

Sie selbst sagte später zu diesem Entschluß: »Zum Schreiben drängte sie nicht das Talent, sondern ihre Meinungen und darin ... liegt der Schwerpunkt ihrer Arbeiten.«<sup>3</sup> Man kann dem nur zustimmen. Sie war eine Publizistin, öffentlich wollte sie ihre Meinungen machen. Was ihr wichtig und richtig erschien, sollte gedruckt in die Welt, alle sollten es lesen! Sie genoß die Freiheit, ihre Meinung öffentlich äußern zu können, breiter Erfolg und Lob waren ihr ziemlich gleich-

gültig. Ihr allererster literarischer Erfolg war ein Aufruf an das Volk von München, das Thema zeitgemäß bis heute.

Es ging um einen Steinadler, der in dem neu angelegten zoologischen Garten in einen zu engen Käfig eingezwängt war:

»Er litt unendlich; immer wachsam starrte er voll Haß und Verzweiflung hinter eisernen Stäben, so daß man ihn auf der Stelle hätte totschießen mögen, um seiner Pein ein Ende zu setzen. Nach Hause zurückgekehrt, schloß ich mich ein und verfaßte in Feuereifer zu Händen der Redaktion von Münchens größter Tageszeitung einen Protest gegen den Käfig dieses Adlers ... Wer kann voraussagen, was das Herz eines Redakteurs rühren wird? Ich verbrachte die Nacht über diesem Artikel und bastelte noch am Morgen daran. Welch herrliche Überraschung war es, ihn schon am nächsten Tage an erster Stelle abgedruckt zu sehen! Nicht nur dies. Sehr bald erhielt mein Schützling einen seiner Größe angemessenen Raum ... Oft und oft las ich diesen meinen ersten Artikel und wurde nicht müde, ihn loben zu hören. Als nach eine Weile niemand mehr darauf zurückkam, fand ich, es sei zu früh.«<sup>4</sup>

Sie hat dann ihr Leben lang als Publizistin gearbeitet, sie veröffentlichte Essays, Lebensbilder, Reiseberichte, Festspielberichte, sie schrieb zwei sehr sorgfältige und dabei von innerer Anteilnahme getragene Musikerbiographien, Mozart und Schubert, und sie schrieb drei Romane, in denen sie sich als Dichterin ausweist von einer Art, wie es sie im deutschen Sprachraum sonst nicht gibt. Für ihren ersten Roman *Das Exemplar*, der 1913 erscheint, bekommt sie den Fontanepreis. Er wird als Meisterwerk gefeiert, Rainer Maria Rilke schreibt ihr einen bewundernden Brief. Der zweite, *Daphne Herbst*, erscheint 1928 und trägt ihr den Gerhart-Hauptmann-Preis ein. Der dritte, *Die Schaukel*, erscheint, schon mit Schwierigkeiten, 1934, alle bei Samuel Fischer.

Aber am Anfang stehen Veröffentlichungen in Zeitschriften, die sie dann oft sehr viel später in kleinen Sammelbänden erneut veröffentlicht hat.

Über ihre Stimmung zu Beginn dieser Lebensarbeit gibt sie diese Beschreibung: »Stand doch auch mein Umgang mit Menschen damals im Zeichen des erbitterten Wunsches auf einen Stuhl zu steigen, und was ich gerade meinte oder dachte, furchtbar hinauszuschreien, um die Nichtachtung zu übertönen, die meine Aperçus samt und sonders erfuhren. Die sogenannten reifen Leute pflegen ja den werdenden jeden Kredit auf eigene Gedanken um so systematischer zu verweigern, je gedankenloser sie selber sind. Und doch trägt einer seine paar Ideen, wenn überhaupt, schon sehr früh mit sich herum, und sich selbst überlassen, kommt vielleicht nichts seiner Bedrängnis gleich.«<sup>5</sup>

Nicht ohne Rührung hält man dagegen die Worte, die die über 80jährige in einer Rundfunkansprache über de Gaulle zu ihren Hörern sagt: »Mein Leben hindurch sprach ich in den Wind und hatte doch manchmal recht ... ich bitte Sie heute – schenken Sie mit einigem Ernst meinen Worten Gehör!«<sup>6</sup>

Was waren nun ihre Themen?

Als Erstes und Letztes die Politik. Annette Kolb hat zwei Vaterländer, und der Erste Weltkrieg trifft sie bis ins Mark. Zwangsläufig wird sie zur Pazifistin.

Da war einmal ihre familiäre Betroffenheit. Aber ihre Gedanken griffen aus ins Grundsätzliche, und ihre Botschaft hieß: Deutsche und Franzosen müssen sich vereinigen, weil sie in ihren Eigenschaften einander ergänzen und nur gemeinsam zu der ihnen eigenen Vollendung gelangen. In manchen Ohren mag das naiv, vielleicht auch zu idealistisch klingen – aber bei Jacques Delors findet sich heute, über 60 Jahre später, eben dieser Gedanke:

»Europa muß kulturell, wirtschaftlich und politisch wieder zu sich selbst finden ... Jeder Mitgliedsstaat muß wissen, daß nur der europäische Raum, d. h. die um ein Vielfaches vermehrte Möglichkeit des Dialogs und der Zusammenarbeit, die Möglichkeit gibt, neue Kräfte zu sammeln und *unsere ureigene Persönlichkeit wiederzufinden.*«<sup>7</sup>

Für Annette war die Sache klar: Es hat dieses Reich ja schon einmal gegeben, unter Karl dem Großen, also ist es möglich.

Dazu kam ihr Pazifismus: »Mich interessierte, noch freute kein einziger Sieg. Nur dem Frieden gönnte ich den Sieg über eine so schämliche Niederlage wie diesen Krieg.«<sup>8</sup>

Im Vorfeld des Krieges hatte sie ihre aus dem Salon ihrer Mutter stammenden Beziehungen zu hochrangigen europäischen Diplomaten benutzt, um sich auf damenhafte Weise für einen politischen Ausgleich einzusetzen. Man kann darüber lächeln, und natürlich hatte sie keinen Erfolg. Schon im Januar 1915 trat sie öffentlich gegen den Wahnsinn des Krieges auf. Sie hat eine Einladung der Dresdener Literarischen Gesellschaft, wo sie einen unpolitischen Vortrag halten soll. Die Leute erwarten das harmlose Auftreten einer neumodischen Romanschriftstellerin. Ihr erster Roman *Das Exemplar* war kürzlich erschienen. Sie schockiert ihre Zuhörer mit einem flammenden Protest gegen diesen Krieg, spricht von ihrer doppelten Liebe zu den verfeindeten Völkern, beschimpft die Presse, die Wahrheit, Vernunft und Mäßigung unterdrücke – und muß den Vortrag abbrechen. Sie wird vom Podium gerissen und von einigen ihr wohlgesonnenen Damen mit Mühe in ihr Hotel geleitet. Es ist ein Riesenskandal, sie wird beschimpft, aber ihre Worte werden in alle Welt telegraphiert, und nur darauf kommt es ihr an.

1916 veröffentlicht sie in den *Weißten Blättern* ihr Buch *13 Briefe einer Deutschfranzösin*, in dem sie ihre pazifistischen Meinungen darlegt und auch über den Vortragsskandal berichtet. Es erleichtert ihre Stellung in Deutschland nicht. Es wird eine Briefsperrung über sie verhängt, jede pazifistische Tätigkeit wird ihr verboten und jede Auslandsreise muß genehmigt werden. Am 1. Februar 1917 begibt sie sich schließlich endgültig ins Exil. Sie siedelt nach Bern über.

Dort fand sie sich in einer Gruppe von Emigranten wieder. Zu einigen, so Romain Rolland und René Schickele, Deutschfranzose wie sie, knüpft sie eine lebenslange Freundschaft, aber im Ganzen geriet sie nun in eine schwierige Lage. In ihrem Buch *Zarastro. Westliche Tage*, das 1921 bei Samuel Fischer erscheint, hält sie ihre Emigrationserfahrungen tagebuchartig fest. Sie war eben keine Feindin der Deutschen, sondern Pazifistin, Feindin des Krieges, und der Pazifist war »überall mit einem Makel behaftet und wie ein Dieb ständig von der Polizei bedroht. Nur der Pazifist im Gegenlager galt als ein ehrenwerter Mann.«<sup>9</sup>

Im Grunde war sie überall verdächtig, weil sie gleichzeitig im Dienst aller Regierungen zu stehen schien. Sie hat auf dem Gebiet der Familienzusammenführung auch humanitäre Hilfe geleistet, hat in solchen Fällen alle ihre Verbindungen genutzt und sich dadurch wieder verdächtig gemacht. Im Herbst 1919 finden wir Annette wieder in Deutschland, zunächst in Berlin, in Kontakt mit vielen, die Rang und Namen hatten, mit Heinrich Brüning und Gerhart Hauptmann, mit Max Reinhard und Alexander Moissi, mit Busoni und Furtwängler. Sie »flitzte damals viel in Zentraleuropa herum«, wie sie es selbst ausdrückt, von Berlin nach München, nach Genf, nach Wien. Mit einem Staatsdarlehen kann sie sich dann in Badenweiler neben der Familie Schickele ein kleines Haus bauen. Der Ort war gut gewählt, am Abhang des Schwarzwaldes, mit Blick auf die Vogesen, nahe der vertrauten Schweiz, »von einem Himmel begünstigt von schon fast italienischem Blau« – in vielen ihrer Schriften finden wir dieses schöne Stückchen Erde zwischen ihren beiden Vaterländern beschrieben. Es wird ihr zur Heimat, die sie schon zehn Jahre später wieder verlassen muß.

Aber zunächst ist es wie ein kleines Zentrum des Europagedankens; Annette und Freund Schickele, Wilhelm von Hausenstein, ihr gemeinsamer Freund und Carl Jacob Burckhardt finden sich in regem Austausch. Es sind reiche Jahre für die Dichterin. Nach zwei Essaysammlungen *Vera Njedin* und *Spitzbögen*, 1924 und 1925, erscheint 1928 ihr zweiter Roman *Daphne Herbst*, preisgekrönt – und verhältnismäßig erfolgreich. Seine glänzende Schilderung der Münchener großen Gesellschaft vor dem Ersten Weltkrieg wird allgemein bewundert, es war *nicht* das, was für sie selbst an diesem Roman wichtig war. Der Untergang eines übersensiblen Mädchens und einer ganzen Familie inmitten einer dem Untergang geweihten Welt und wie sich eins im anderen spiegelt, war ihr Thema.

Ihre Einkünfte in dieser Zeit sind zufriedenstellend, »es reichte nicht, um es zurückzulegen, wohl aber um es auf eine Weile nicht zu zählen. Dies ungewohnte Gefühl machte die Welt für mich zum Sanatorium ... Kein Varieté, kein Kino, kein Konzert, kein Theater sollte mir entgehen. Abgelenkt will man sein. Die Trauer ist uns auf den Versen.«<sup>10</sup>

Trauer? Untergangsstimmung macht sich breit, das reiche kulturelle Leben dieser Jahre zwischen den Kriegen hat totentanzartige Züge, viele ihrer Zeitgenossen fühlen so.

Sie reist in diesen Jahren zu den Höhepunkten der europäischen Kultur, den großen Konzerten, Theateraufführungen, den Festspielen. Diese Reisen sind zugleich die lebendige Quelle, aus der ihre weiteren Veröffentlichungen, ihre Essays, die kleineren Novellen, ihre Romane hervorsprudeln.

Abgesehen von den Romanen sind bei ihr die Kunstformen nicht streng voneinander geschieden. Reisebeschreibungen weiten sich zu politischen Grundsatzerklärungen, subjektive Erlebnisse zu kleinen Novellen, die in der dritten Person erzählt werden, aber die Forderung dieser Gattung nach Geschlossenheit nie erfüllen – und alle ihre wichtigen Gedanken kehren dann in ihren Romanen auf einer höheren, dichterischen Ebene verwandelt wieder, ein spannender Vorgang.

Spannend ist auch die Lektüre ihrer Schriften. Über ihren Stil gibt es ein Urteil, wie es nur ein wirklich guter Freund aussprechen kann, René Schickele in

einem öffentlichen Geburtstagsgruß: »Diese Dichterin hat Gott im Zorn erschaffen, im Zorn gegen das Handwerk der Schriftstellerei ...

Alles, was sie schreibt, bedeutet für sie einen Ritt über den Bodensee. Wie leicht hätte sie über einem falsch angewandten Fürwort stürzen oder gar über einem ihrer verteuftelten kühnen Sätze einbrechen können! Sie sind einzig in ihrer Art. Ein Roman von Annette Kolb hat nichts Ähnliches auf der Welt, er ist, in der Entstehung und in der Wirkung, ein Geheimnis. Kein geborener Schriftsteller könnte so schreiben, und erlernen läßt es sich erst recht nicht.«<sup>11</sup>

Auch in diesen Jahren, in denen sie das Leichtfüßigste, Heiterste, auch Frechste und Provokanteste geschrieben hat, zu dem sie fähig war, läßt sie die Politik nicht los. Schon in dem Sammelband *Vera Njedin* finden sich deutliche Worte gegen den deutschen Faschismus und zur Judenfrage, die sie allerdings noch in einer Sprache erörtert, die man heute nicht mehr gut erträgt und die Mißverständnissen Tür und Tor öffnet. Dieses wichtige Thema soll deshalb zum Schluß im Zusammenhang mit ihrer religiösen Haltung betrachtet werden. Ihre Stellung zum Sozialismus bringt sie damals und auch später im Rückblick auf diese Zeit auf die Formel: Als notwendiger Übergang zu einer menschlichen Gesellschaft ist er zu begrüßen, als Modell für die Dauer abzulehnen. Sie wittert da eine Gleichmacherei, die sie für schädlich hält. Die Menschen sind nach ihrer Erfahrung so ungleich wie nur möglich, und nur die Guten und die Klugen, sie scheut sich nicht, sie die Edlen zu nennen, sind zur Herrschaft berufen, die sie möglichst ohne Imponiergehabe ausüben sollen. Die Unedlen, Bösen müssen von der Macht ferngehalten werden. Wie das möglich sein soll – dafür hat sie kein Rezept.

»Um Machtfragen werden sich nach wie vor die Dinge drehen, und nach wie vor wird sich herausstellen, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Macht wird vor Recht gehen, denn Macht geht vor Recht. Es ist Sache des Rechts, die Macht an sich zu reißen, eine neue Realpolitik zu ermöglichen, nicht ausdrückbar durch Lüge, Feuer und Mord; eine Exekutive zu befestigen, welche die aus Lüge, Feuer und Mord errungenen Vorteile verachten, und Lüge, Feuer und Mord nicht ausspielen würde gegen Lüge, Feuer und Mord. Sache des Rechts ist es, die Bahn solcher Gewalthaber zu bereiten.«<sup>12</sup> Vielleicht sieht man in solchen Sätzen besonders deutlich, wie dilettantisch sie an diese schwierigen Fragen heranging. Nicht umsonst haben ihr immer wieder wohlmeinende Freunde vorgeworfen, sie sei zu kennntnislos, zu dumm, um solche Themen anzufassen. Sie selbst bekennt mit entwaffnender Offenheit: »In meiner Unkenntnis alles dessen, was mit Partei- oder Parteiinteressen zusammenhing, wollte mir ein Überblick der besonderen Situation nicht gelingen. Ein paar Dinge sah und erkannte ich mit unbeeinflußbarer Sicherheit, gleichsam durch ein Brennglas, mußte aber jede Einsicht mit einer Unzulänglichkeit überzahlen, jedes Überbieten mit einem Versagen. Wer mich für dumm erklärte, dem hatte ich von jeher meinen Segen gegeben.«<sup>13</sup>

Nun, Dilettantismus hat mit Liebe zu tun, und die ist nicht das schlechteste Mittel zur Erkenntnis. Und wir, die wir in allem so viel besser Bescheid wissen, sind wir nach über 70 Jahren steter Bemühungen auf diesem Felde so viel weiter gekommen?

Das wirkliche Herzensthema in der Politik ist und bleibt für Annette die

deutsch-französische Freundschaft, nach dem Ausgang des ersten Weltkrieges und den harten Bestimmungen des Versailler Vertrages eine zunächst fast hoffnungslose Angelegenheit. Zum Hoffnungsträger wird für sie der französische Staatsmann Aristide Briand mit seiner Locarno-Rede 1926, der den Willen hat, europäisch zu sprechen. Unermüdlich unterstützt sie ihn und Stresemann, verteidigt den »Geist von Locarno«, wo sie nur kann, in Aufsätzen, Reden und schließlich in einem Buch *Versuch über Briand*, dessen Ausgangspunkt ein Interview ist, das sie im Sommer 1928 in Paris mit Briand, damals Außenminister, führt. Es enthält auch ihre Eindrücke von ihm während der 9. Session des Völkerbundes in Genf, wo er seine große Rede zur Völkerverständigung hielt, und ist im übrigen wieder einmal so stark von ihren subjektiven Eindrücken geprägt, wie nur möglich. Es erscheint 1929 in deutsch und französisch und findet in beiden Ländern Zustimmung.

Das Buch stellt einen politischen Vermittlungsversuch dar und versucht, um Vertrauen in Deutschland und auch für Deutschland zu werben, zu einer Zeit, als die Politik hier schon längst wieder andere Wege einschlägt.

Es gehörte damals schon Mut zu Aufsätzen, wie sie sie damals veröffentlicht und in denen zu lesen ist: »Aber das sage ich doch gleich im voraus, damit sie's wissen und für alle Fälle: Lieber »gekillt« oder »liquidiert«, als ohne Recht auf freie Meinungsäußerung zu leben. Kann es sein, daß unsere Mannesmänner anders denken und vorziehen, sich einstweilen faschistisch, später bolschewistisch umzustellen?«<sup>14</sup>

Schon wird Annette Kolb in einem nationalsozialistischen Almanach als »Frankophile, also Jüdin« gebrandmarkt. Schon hat ihr im Sommer 1932 Carl Jacob Burckhardt zur Emigration geraten. Da hört sie am 31. Januar 1933 Hitlers Antrittsrede im Radio.

»... Gemurmelt, Applaus, dann der Ansager. Dann Worte, von mir zum ersten- und zum letztenmal vernommen – in einem niederträchtigen Deutsch, eine Stimme, die in Gebell ausartet. Töne und Untertöne des Hasses, der Rachgier, der hündischen Wut. Sie entfachten in mir ein Organ für alle Infamie, deren dieser Unmensch fähig sein würde. Denn vom Bewußtsein der Macht war dieser unbefugte Redner getragen, und wenn er sie behielt, dann war Krieg, ein neuer unmenschlicher Krieg unabwendbar.«<sup>15</sup>

Manfred Hausmann schickt ihr eine dringliche Warnung, geh, bevor sie Dich holen – das gibt dann den Ausschlag. Wieder begibt sie sich ins Exil, zunächst in die Schweiz, dann zu einer Freundin nach Luxemburg, schließlich für ein paar Jahre nach Paris. Hier kann sie sich mit ein paar eigenen geretteten Möbeln eine Wohnung einrichten, wo sie Freunde empfängt und von wo aus sie bis zum Beginn des Krieges noch manche Reise unternimmt, vor allem zu den Salzburger Festspielen, über die sie auch Berichte schreibt. Sie übersetzt *Der trojanische Krieg findet nicht statt* von Giraudoux, sie verfaßt zwei Musikerbiographien, Mozart und Schubert. Es ist, als flüchte sie in die Welt des europäischen Geistes, die sie aufs Äußerste bedroht sieht. Noch vor ihrer Flucht hatte sie ihren dritten Roman vollendet, *Die Schaukel*, der 1934 noch im Fischer-Verlag erschien. 1936 nahm sie, mit Mühe und nur durch Fürsprache von Freunden, die französische Staatsbürgerschaft an.

Freunde in Amerika verschaffen ihr im Februar 1939 eine Einladung zum PEN-Kongreß in New York. Die Überfahrt macht die fast 70jährige mit der Queen Mary, in New York wird sie von Klaus Mann und Dorothy Thompson betreut, sie wird von Präsident Roosevelt empfangen, ihrem neuen Hoffnungsträger, sie macht eine Rundfahrt durch Washington zusammen mit Ernst Toller, wenige Tage vor dessen Freitod, und ist dann schließlich noch fünf Tage Gast bei Thomas Mann in Princeton. All das in 28 Tagen! Das Buch *Glückliche Reise* war die literarische Frucht dieses großen Erlebnisses.

Der Beginn des Krieges stürzt Annette Kolb in neue Unruhe. Wie gehetzt lebt sie in den ersten Monaten abwechselnd in Vichy, Paris, Genf, Bern, Basel und Zürich. Wieder warnen und helfen Freunde. Wie vor sieben Jahren verläßt sie all ihre Habe und flieht. Giraudoux und der Schweizer Gesandte Stucki erwirken für sie das Einreisevisum in die Schweiz. Carl Zuckmayer und Hermann Kesten beschaffen über Dorothy Thompson ein amerikanisches Visum. In der einzigen Quelle für diese Zeit, dem kleinen Band *Memento*, der 20 Jahre später erschienen ist, beschreibt sie selbst die abenteuerliche Flucht über Spanien und Portugal mit dem Flugzeug nach New York. Sie ist nun 70 Jahre alt. Bis heute weiß man nicht, wie sie die viereinhalb Jahre in New York überlebt hat. Veröffentlicht scheint sie nichts zu haben. Wenn ihr besser gestellte Freunde beigestanden haben, dann haben sie eisern geschwiegen.

Schon im Oktober 1945 ist Annette Kolb aus der Emigration zurückgekehrt, zunächst nach Irland zu ihrer Schwester, dann in die Schweiz. Als alle Kämpfe um die in Paris zurückgelassene Wohnung und um das Haus in Badenweiler ausgestanden waren, lebte sie abwechselnd in München und in einem Pariser Hotel oder auf Reisen. 1947 veröffentlicht sie ein Buch über Ludwig und Richard Wagner, aus dem wir viel aus ihrem Münchener Elternhaus erfahren. Und dann gibt es noch einmal drei Bücher mit Erinnerungen aus allen Zeiten ihres Lebens, Sammelbände: 1954 *Blätter in den Wind*, 1960 das schon mehrfach erwähnte *Memento* und 1960 *Zeitbilder*. Sie macht sich nichts daraus, wesentlich früher entstandene Texte, z.T. auch schon anderswo erschienene, neu zu veröffentlichen.

Ihr politisches Interesse blieb lebendig. So wie sie in den zwanziger Jahren für Briand und Stresemann eingetreten war, so setzt sie nun all ihre Hoffnung auf de Gaulle und Adenauer. Sie hielt noch in der Nachkriegszeit Vorträge in Genf und Bern, sprach im Rundfunk und schrieb in Zeitungen. Sie suchte die deutsch-französische Freundschaft zu stärken, wo sie nur konnte – und sie hatte nun die Freude des Gelingens.

Im hohen Alter wurden ihr dichterisches Werk und ihre Bemühungen für ihre beiden Vaterländer dann auch öffentlich anerkannt.

Eine Fülle von Ehrungen ergoß sich über sie. Genannt sei nur, daß sie 1959 zum Ritter der französischen Ehrenlegion ernannt wurde. Im selben Jahr erhielt sie von der Bundesrepublik Deutschland das große Verdienstkreuz des Verdienstordens, 1966 den Stern dazu. Sie wurde im selben Jahr zum Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gewählt. Auch ihr allerletzter Wunsch ging in Erfüllung: Nach zweijährigem Kampf, vor allem gegen

ihre guten Freunde, die alle meinten, die 95jährige würde das nicht mehr bewältigen, ging die dann 97jährige zusammen mit ihrem Neffen und einer Hausdame auf eine Reise nach Israel, drei Wochen im März 1967. Es war fast, als hätte sie nicht sterben können, ehe sie das geschafft hatte – ihre Kräfte ließen nun spürbar nach. Sie starb am 3. Dezember 1967 in München und liegt in Bogenhausen neben ihrem Freund Wilhelm Hausenstein begraben.

Während das Interesse für Politik und der Wille, ihre Ansichten zu deren Themen unüberhörbar kundzutun, Annette Kolb niemals verlassen, so daß wir bei der Darstellung ihrer im engeren Sinne politischen Meinungen gleichzeitig auch ihren ganzen Lebenslauf abhandeln konnten, verhält es sich bei den beiden anderen Themen, zu denen wir ihre Meinung erfragen, etwas anders. Auch sie sind allezeit gegenwärtig, werden aber nicht so ausdrücklich zum Gegenstand ihrer Schriften gemacht. Das gilt ganz besonders für das Thema der Frauenemanzipation. Zwar ist es nicht schwer, in ihren Schriften Passagen zu finden, in denen sie das Lob bedeutender Frauen singt. Katharina von Siena und der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrich des Großen, widmet sie umfangreiche Essays, und es mangelt auch nicht an sarkastischer Kritik an den »Mannesmännern«, die sich so klug dünken, aber doch so vieles falsch machen. Aber ein kleinliches Auflisten paßt nicht zu dieser großgearteten Frau.

Was die Emanzipation der Frau betrifft: Sie ist emanzipiert, und viele ihrer schreibenden Geschlechtsgenossinnen sind es auch. Der Erste Weltkrieg bedeutet für die 1870 Geborene eine tiefe Zäsur in dieser Frage. Gerade sie hatte ja in ihren Romanen, vor allem in *Daphne Herbst*, das entwürdigende Suchen nach der guten Partie angeprangert, dem die Töchter aus guter Gesellschaft ausgeliefert waren. Für sich selbst hat sie das Problem gelöst, sie stand für sich selbst und Männer waren, ebenso wie Frauen, einfach Menschen für sie.

Dem Kampf für die berufstätige und dadurch emanzipierte Frau in allen Ständen, der zwischen den Weltkriegen vor allem von den Sozialisten geführt wurde, stand sie mißtrauisch gegenüber. Sie fürchtete, nicht ganz zu Unrecht, um die Unversehrtheit der Familie. Und für den systematischen, politischen Kampf um die konsequente Gleichstellung der Geschlechter, der nach dem Zweiten Weltkrieg in Gang kam, war sie einfach zu alt.

Wieder anders sieht es bei der Frage nach ihrer Stellung zur Kirche aus. Ein aufmerksamer Leser begegnet in nahezu *allen* ihren Schriften Sätzen, die eine Art ständigen inneren Dialog über dieses Thema verraten. Darüber hinaus gibt es aber auch sehr grundsätzliche Äußerungen, einige von ihnen sollen näher betrachtet werden. Der erste Text findet sich in ihrem 1932 erschienenen *Beschwerdebuch*, einer kleinen Sammlung Essays über alle möglichen Themen. Unter der Überschrift »Bestelltes Selbstporträt für Quartaner« heißt es: »Was wollt Ihr noch von ihr wissen? – Sie ist katholisch. Unser früher Schulkatholizismus wird eines Tages evolvieren. Dazu bedarf es nicht viel. Ihn nachträglich dennoch beizubehalten, bedingt einen weit schwierigeren Prozeß. Dafür nimmt man sich einige Privatrechte heraus, die einem gern von Konvertiten bestritten werden. Aber das schadet nichts.«<sup>16</sup>

Der zweite Text beschäftigt sich mit Monseigneur Duchesne, einem bedeutenden französischen Kirchenhistoriker, dem sie einen ganzen Essay widmet. Sie berichtet darin ausführlich über ihre erste Begegnung mit ihm. Während eines Abendessens in Rom wird sie selbst, noch jung und unbedeutend, zur linken Seite des »großen Mannes« plaziert und beobachtet, nicht ohne Neid, eine reizende Pariserin, die seine Tischdame zur Rechten war. Diese verstand es mit geübter gesellschaftlicher Sicherheit, eine gute Katholikin, ihn sofort anzusprechen, wobei sie, wie Annette, der solches ein Greuel war, erschrocken mitteilt, ihn sofort auf religiöse Themen brachte. Unnachahmlich beschreibt Annette das gesellschaftliche Geplätscher, auf das Duchesne allerdings nicht entsprechend dem angeschlagenen Ton eingeht. Und nun kommt eine für die Beobachtungsgabe der Dichterin typische Beschreibung, wegen derer die ganze Szene für unsere Frage so wichtig ist:

»Und werden Sie sich einige Zeit in Rom aufhalten?« fragte Duchesne. »Nein, leider nicht.« Sie müsse wegen der ersten Kommunion ihres ältesten Kindes zurück. »Schade«, sagte er. Es entstand eine kleine Pause; man reichte ihr eben den Fisch, aber dann erklärte sie eifrig, sie wolle jedenfalls den Ablass gewinnen, bevor sie Rom verließ. Hatte Monseigneur ihn schon gewonnen? »Non«, gab er zur Antwort, »j'attends qu'il y ait un rabais.« (»Nein, ich warte, bis ER mir vielleicht einen Rabatt gewährt.«) Und ohne aufzusehen, ließ er ihr ruhig Zeit, sich zu sammeln ... Mein Herz tat einen großen Ruck und stand horchend still. Oh, diese hohe, wie in kühner Abwehr geschwungene Braue! Dies aufblitzende, bedrohliche Feuer des Auges! Und welcher Ernst hinter dieser grimmigen Maske! Jene unverbriefte augenblickliche Sicherheit, zu der eine intuitive Erkenntnis hinreißen kann, trug mich da – des Pfeils nicht achtend, wo er lag – schnurgerade zu dessen Ausgangspunkt hin. Nein, bei Burgunder und Salmi gab dieser Mann nichts zum Besten von dem, was schließlich doch der Brennpunkt seines Lebens war. Bedachte sie es nicht, und zog sie keine Schlüsse, die anmutige Dame, die sich die Dinge zugute hielt, deren letzte Konsequenzen er zog? Sein zierlicher violetter Mantel, als seidenes Nichts über den Sessel zurückgeschlagen, hing er ihm nicht wie mit eisernen Schließen am Halse an? Und entnahm sie nichts der Prägung dieser tragisch in sich gekehrten Züge?

Neu war dies! Wie wenn Berge zurücktretend ein Tal einlassen. Ich war so entzückt, daß sich mir alles festlich erhöhte: das Silberzeug wie neu gehäuft, als spende es seine Pracht zum ersten Male, und auch die Blumen.«<sup>17</sup>

Wenn wir nun dieses Wort von den eisernen Schließen zusammenhalten mit einem früheren Absatz aus demselben Essay, dann wird noch deutlicher, in welchen Bereichen Annette Kolb die Zugehörigkeit zur Kirche ansiedelt.

Es geht da um einen jüngeren, von Glaubenszweifeln heimgesuchten Geistlichen, den sie schon von einem früheren Zusammentreffen her kannte:

»... ich fand ihn zusammengerissen und gefestigt, ohne daß er doch von seiner Skepsis das geringste eingebüßt hatte; er zuckte die Achseln womöglich noch höher als zuvor, und nie war einer seines Zeichens der Dogmen so ungewiß.

»Warum gehen Sie nicht weg?« fragte ich starr.

»Es ist keine Sache, die man desertiert«, sagte er.

Dabei kam ein so anderer Ausdruck in sein Gesicht, und ich begriff, daß eine Weihe wie die, welcher er sich unterzogen hatte, dem Flüchtling zum Brandmal

werden mußte ... Weil hinter diesem Katholizismus, dem wir doch sonst lieber heute als morgen davonliefen, das Rätsel steht, das wie eine noch ungehobene Monstranz weit hinaus über unser Dasein schimmert. Weil hier ein Seiendes inmitten der ewig zusammenstürzenden Gestalten seinen Bann ausstrahlt.«<sup>18</sup>

Es geht Annette nicht um eine Meinung, eine Weltanschauung, eine Idee – es geht um etwas Existentielles, das SEIN selbst, dem niemand entrinnen kann, auch wenn er es wollte.

Wir müssen noch einmal zurückkehren zu dem Abendessen mit Duchesne. Er erscheint ihr so vertrauenswürdig, daß sie sich einen Gesprächstermin geben läßt. Er empfängt sie tatsächlich, und als sie die Treppen zum Archäologischen Institut, dessen Direktor er ist, hinaufsteigt, verläßt sie fast der Mut. Was will sie eigentlich sagen, welcher Ansturm von Gefühlen hat sie zu diesem Schritt getrieben? Als sie dann vor ihm steht, umfängt sie eine große Zeitlosigkeit. Wie ein Sturzbach ergießen sich ihre Worte: Ihre durch die Klosterschule verursachte Entfremdung von allem Kirchlich-Religiösen, ihre Hinwendung zum Ideellen auf allen ihr zugänglichen Gebieten, wie alle diese neugefundenen Pfade die Religion ignorieren, ja scheinbar sogar negieren, wie sie aber zuguterletzt spürt, daß sie ja im Grunde dieselben Mysterien bekunden, von denen sie sich abgewandt wähnte, daß sie da die vielen Wohnungen erblickte, von denen geschrieben steht, und daß sie da ein flutendes Meer fände und nicht ein ungespeistes Gewässer, eine unbegrenzte Elastizität und nicht die verdrießliche Enge, vor der fast jeder umkehrt. Sie bricht schließlich ab, denn: »Wozu hatte ich jetzt gesprochen, wenn dieser hier alle diese Dinge nicht erriet? Monseigneur, schloß ich unvermittelt, täusche ich mich, oder habe ich recht? Duchesne gab mir recht.«<sup>19</sup>

Die Gefahren eines Aussparens des im engeren Sinne »Kirchlich-Religiösen«, von dem sie spricht, sehen wir heute, ein halbes Jahrhundert später, deutlicher als sie, die in einer Hoch-Zeit des wiedererstarkenden Katholizismus lebte, in der Zeit der großen Konvertiten und Rückkehrer zur Kirche, Graham Greene und Evelyn Waugh, Charles Péguy und Jacques Maritain, Paul Claudel und Georges Bernanos – die Liste ließe sich fortsetzen. Sie haben die Enge, zu der sich die Kirche in ihrem Abwehrkampf gegen die Folgen der Aufklärung selbst verurteilt hatte, aufgebrochen und wieder deutlich gemacht, daß Katholizität Weite und nicht Enge bedeutet. Auch war es die Zeit der beginnenden Liturgischen Bewegung. In den Romanen Annette Kolbs finden sich mehr als nur Spuren davon. So gibt es etwa in *Daphne Herbst* ein Kapitel, Beuron überschrieben. Daphne hatte dort die Karwoche und Ostern feiern wollen, ein starker Anziehungsort in diesen Jahrzehnten der in Blüte stehenden Liturgischen Bewegung. Genau wird in diesem Roman-kapitel das Verhalten derer beschrieben, die mit oft neu erworbenen Texten in der Hand, an den Klostersgottesdiensten dieser heiligen Tage teilnehmen wollten.

»In den Trauermetten wechselten die Stimmen der Brüder ab: Die Antiphonen, die Nokturnen, die Psalmen, der Lobgesang des Moses dehnten sich schier endlos aus ... Daphnes Interesse wandte sich immer stärker der Ritornelle zu, mit welcher der Abt jede Lesung, die er selber übernahm, jedes Oremus schloß: ›Per omnia saecula saeculorum‹; wie oft mochte er sie nun schon gesagt haben? Endlich würde sie abgeleiert klingen; man würde sie endlich nicht mehr hören

können. Sie paßte darauf. Statt dessen waren es diese ewig selben Worte, welche, wie ein Schiff, das seine Ladung aufnimmt, von seltsamen Schauern zu schwellen begannen. Mehr als ihr Sinn vielleicht war es ihre Wiederkehr, ihr Laut. »Per omnia saecula saeculorum«, sprach der Abt. Nie zu oft. Worte, die zur Kadenz abfielen, keine Namen nannten, reichten sie vielleicht am weitesten, stürmten sie am ehesten die Himmel?«<sup>20</sup>

Es sieht ein bißchen nach einem Katholizismus de Luxe aus, wenn wir auf der folgenden Seite des Romans lesen, mit welcher Panik und Hast Daphne ihren reformierten Verlobten, der sie verabredungsgemäß abholt, daran hindert, die Kirche zu betreten, damit er die geschmacklosen Bilder an den Kirchenwänden nicht zu Gesicht bekommen sollte, die in dieser Hochburg des Katholizismus vom Feinsten immer noch hingen.

Ziehen wir Bilanz: Der Glaube ist für sie eine Sache ihrer personalen Existenz, sie kann ihm ebenso wenig entfliehen wie dem SEIN selbst. Daher bekommt er seine aller kleinlichen Privatheit abholde Weite, und seine kultischen – lateinischen – Formen sind für sie deckungsgleich mit der Wahrheit, die sie feiern. Immer wieder ist es wohl das Geheimnis des Glaubens, das Heilige, mit Worten nicht faßbare, was sie bei der Kirche hält. Lassen wir ihr das letzte Wort. In einem Glaubensgespräch zwischen den Verlobten in *Daphne Herbst* finden wir den nicht nur den Verlobten erschütternden Satz: »Dich nehme ich aus, wie gesagt; du bist ja nicht gläubig. Was glaubst du schon?«

»Alles«, sagte sie unversehens.«<sup>21</sup>

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß sie dem Protestantismus nicht gewogen ist. Zwar steckt in ihr wie in jedem aufrichtigen Liebhaber der katholischen Kirche auch ein Reformier – wer möchte nicht, was er liebt, ohne Makel und Runzel haben! Aber sie wittert bei den Protestanten eine verstandesmäßige Geheimnislosigkeit, sie fühlt sich bedrückt durch die Schmucklosigkeit der Kirchen und der Gottesdienste. Der Mangel an Schönheit, der macht ihr zu schaffen. Für sie ist Schönheit deckungsgleich mit dem Wahren, dem Guten und letztlich mit dem Sein selbst – und nur darauf kommt es ihr im Grunde an.

Wer kann sich darüber wundern bei einer Dichterin? Kunst hat immer mit dem Schönen zu tun. Und gerade Annette Kolb ist wie besessen von dem Phänomen der Schönheit, es ist gar nicht zu übersehen. Umso verwunderlicher ist es, daß ihre nicht sehr zahlreichen Biographen – eine wirklich umfangreiche und verlässliche Biographie fehlt ebenso wie die kritische Gesamtausgabe! – nie auf diese für sie zentrale Eigenschaft eingehen. Erst ein junger israelische Publizist, Elazar Benyoetz, der im Juli 1963 ihre Freundschaft gewinnt, hat dies getan.

Da er selbst gläubiger Jude ist, beschäftigt ihn verständlicherweise Annettes Stellung zu den Juden. Und auch wir müssen danach fragen bei der Begegnung mit einer Frau, die mit so lebendiger Anteilnahme 50 Jahre mitteleuropäischer Politik begleitet hat – diese 50 Jahre! Daß sie jüdische Menschen, Künstler und Intellektuelle gekannt und hoch geachtet hat, bedarf eigentlich keiner Erwähnung. Sie wurde von Samuel Fischer verlegt und war zu Hause in seiner großen Verlagsfamilie. Sie äußerte sich immer wieder über die bedeutende Rolle, die ge-

rade Juden im deutschen und europäischen Geistesleben gespielt haben. Für sie waren diese Menschen ausgezeichnet durch eine beeindruckende Noblesse und Feinfühligkeit. In der *Schaukel* begegnen wir einer jüdischen Dame, die eine wichtige Rolle im Gefüge des Romans spielt und mit diesen Zügen ausdrücklich als Jüdin beschrieben wird. Annette Kolb brachte den Verlag in arge Verlegenheit, als sie (1934!) verlangte, daß diesem Kapitel eine Fußnote beigefügt würde, in der sie noch einmal expressis verbis auf die unentbehrliche Rolle der Juden für das deutsche Geistesleben hinwies.

Ihr junger israelischer Freund – sie kann sich seinen Namen nicht merken und richtet ihre Briefe immer an den lieben Hebräer – stößt auf einen Text von ihr, der überschrieben ist *Gelobtes Land – gelobte Länder*, in dem sie erzählt, wie sie als Sechseinhalbjährige die Judenfrage gelöst hat.

Sie war spazieren in einem Wald bei München, mit Anna Knörr, ihrer Kinderfrau, stürzte und verletzte sich das Knie. Sie wurde auf eine Bank gesetzt, und die Kinderfrau kniete vor ihr und verband sie. »... was ich sah, konnte sie nicht sehen. Ja, dieser Brunnen! Ein Mädchen, nur wenige Jahre älter als ich, trat aus dem Waldesdunkel, gefolgt von einer Gouvernante ... Aber ich hatte nur Augen für das Kind. ›Ah, hier ist Platz!‹ rief sie, entspann ein Seil, das sie am Arme trug, und schwebte auf und nieder, schnell und immer schneller, federleicht im weiß und rosarot gestreiften Kleid und in den zierlichsten Schuhen der Welt. Und bald flog auch die Korallenkette mit dem goldenen Medaillon, die von der fragilen Büste hing, es flogen die seidenen Locken um das süß erhitze Gesichtchen, um die Augen so weiten Schnittes, blau wie die Kornblumen und von Freude umflort ...

... dann schlugen die beiden den Weg ein, den wir gekommen waren ... jetzt sah ihnen Anna Knörr mit Stielaugen und unverkennbarer Mißgunst nach ... zu ihrem finstersten Hochdeutsch greifend, sagte sie da: ›Sie gehört dem jüdischen Volke an.‹

›Nein!‹ rief ich erschrocken. Aber sie wußte es ja besser ... Ich brach in Tränen aus, weil der Verband viel zu fest angelegt war, und weinte, bis sie ihn gelockert hatte ... Um mich zu zerstreuen, erzählte sie da allerlei aus dem Alten Testament, und die Geschichte des kleinen Moses, im Binsenkörbchen der Königstochter entgegenschwimmend, gefiel mir ungemein, auch der Durchzug trockenen Fußes durch das Rote Meer. ›Und dann waren sie wieder daheim,‹ sagte ich befriedigt. ›Es war ihnen aber nichts recht, und sie haben über alles gemurrt,‹ gab Anna Knörr zurück.

›Gemurrt?‹ rief ich. ›Warum haben sie denn gemurrt, statt daß sie froh waren?‹ Da gab Anna Knörr auch die Geschichte vom Goldenen Kalb zum besten, und konnte es ein abstoßenderes Götzenbild geben als ein Kalb, grandeur nature, ganz aus Gold? Jetzt war auch ich aufgebracht über das Verhalten des jüdischen Volkes.

›Warum, daß es sich nicht bekehren tut?‹ fragte ich.

›Sie sin aso,‹ sagte Anna Knörr.

›Aber net für immer,‹ sagte ich.«<sup>22</sup>

Wichtig in unserem Zusammenhang ist der Kommentar des Israelis zu dieser Geschichte:

»An dieser kleinen Scene selbst aber läßt sich noch etwas anderes deutlich zeigen, wie sehr nämlich Annette Kolbs Erkenntnisse *ästhetisch* bedingt waren. Das makellose Schöne ist für sie auch das Gute, diese so lange vorgebildete abendländische Idee verträgt sich in ihrem Denken bruchlos mit allen christlich bedingten Anschauungen.«<sup>23</sup>

Diese Erkenntnis war dem Feinsinn des Israelis vorbehalten!

Schon das Kind Annette hatte gespürt, daß diese heitere Holdseligkeit, diese Schönheit, sich neben der Häßlichkeit des Goldenen Kalbes und dem finsternen jüdischen Gemurre behaupten würde, daß der Glanz der Wahrheit die Finsternis der Unwahrheit besiegen und bekehren würde. In manchem ihrer späteren Texte taucht dieser Gedanke wieder auf. Schon im *Zarastro*, bei einer Beschreibung des bayerischen Sozialisten Eisner wird deutlich, wie sie immer wieder »Bilder« heimsuchen, die ihr Erkenntnisse vermitteln.

»Eisner ging langsam, allein und vollkommen versonnen die Treppe herab. Er hielt eine rote Nelke mit etwas abstehender Geste, wie um sie zu schützen, daß sie nicht zu Schaden komme. Steif, fast geziert, die Schultern mit barocker Würde tragend, bot er einen wahrhaft phantastischen Anblick. Wir begrüßten ihn. Er sah uns erloschenen Auges an und erwiderte kein Wort. Hätten aber urplötzlich die Türen sich geteilt und Teppiche unter den Füßen der mit großem Zeremoniell vorgeführten Esther entrollt, ich wäre nicht erstaunt gewesen. Assuerus! dachte ich. Ein fast gespensterhaft abstrakter, *beschämend* unverjudeter, rein biblischer Jude stand da vor uns. Und siehe! – Hier war zum ersten Male wieder dasjenige Israel, aus welchem merkwürdigerweise der Begriff des Christentums mit der Gestalt seines Stifters, der Begriff des unjüdischen also, die Welt der Mystik, des Erblässens, der Gotik hervorging. So dachte ich stockenden Herzens.«<sup>24</sup>

In einem anderen frühen Text, in *Vera Njedin*, spricht sie von »Typischen Christmenschen jüdischer Abkunft«. Für sie war es keine Überraschung, daß Jesus Christus Jude war, eine Wahrheit, die die Christen, nach Meinung gegenwärtiger Theologen, oft verdrängt haben.

Viele Jahre später veröffentlicht sie in dem Sammelband *Blätter in den Wind* einen Text, der ihre Denkweise in diesem Bereich noch einmal deutlich macht. Wieder läßt sie ein Bild vor uns erstehen: »Bis ins sagenhafte Altertum, so weit oder weiter noch als die Belagerung von Troja, müssen wir zurückgreifen, um jenem zeitlosen Urtyp zu begegnen, der mit den Traditionen brach, ehe es Traditionen gab, empfindsamen Herzens, mit einer femininen Ader sogar – nachdrücklich wird darauf hingewiesen, daß er den Tränen nicht unzugänglich war – der musische Mensch, l'Homme artiste (der Veranlagung nach), schön und mit jener Anziehungskraft, die wir charme nennen; aber nicht der charme, dessen auch der Unwürdige teilhaftig sein kann und der nur ein Reflex des Abglanzes der Vollkommenheit ist, sondern jener charme, welcher der Fülle des Seins entblüht – Mann ohne Fehl, erster Gentleman in unserer Geschichte, mit einem Wort: erster Vorchrist ... seht ihn vor Pharao stehend, dessen Träume deutend, selbst ein Träumer: Joseph von Ägypten.«<sup>25</sup>

»Erster Vorchrist« ist das Stichwort dafür, daß Annette Kolb natürlich als katholische Christin die Juden nur auf dem Weg zum Christentum hin sehen kann.

Sogar ihrem jungen Freund gegenüber entwischt ihr einmal der Satz, daß sie ihn am liebsten vor ihrem Tode noch als Christ sehen würde. Am nächsten Tag entschuldigt sie sich für diese zu persönliche Bemerkung – und ihm, obwohl zunächst ein wenig schockiert, ist es schrecklich, daß diese von ihm bewunderte *alte* Frau meint, sich für ihre Aufrichtigkeit bei einem so *jungen* Mann entschuldigen zu müssen. Ihm ist klar, daß dieser Wunsch, so abwegig er ihm selbst auch erscheint, der größte Liebesbeweis ist, den sie ihm geben kann.

Von ihrem jungen jüdischen Freund stammt eine Beschreibung dieser Frau, die ihn, wie er schreibt, darüber belehrt hat, daß Europa keineswegs der Inbegriff der Männlichkeit ist. Belehrt nicht mit Worten, sondern einfach durch ihre Persönlichkeit. »Annette ist immer unterwegs, unruhig, ungeduldig, eindrucksfähig, menschenhungrig, sie fürchtet nichts, scheut nichts, beherrscht jede Situation und bleibt immer die große Dame. Sie kann sich alles leisten, denn alles, wozu sie sich entschließt, gehört auf eine Weise zu ihrer Leistung, als die sie ein Leben, wie sie es für sich wollte, betrachtet ... Ob ihr diese komplizierte Lebensbahn, auf der sie bestand, auch nur Ruhe zu wenigen Werken ließ, es bedrückt sie nicht, ›ihr Pensum‹ wird sich einmal nicht nur an ihrem Werk ermessen lassen.«<sup>26</sup>

## ANMERKUNGEN

- 1 A. Kolb, *Die Schaukel*. Frankfurt/Main 1986, S. 127.
- 2 Dies., *Zarastro*. Berlin 1921, S. 72.
- 3 Dies., *Beschwerdebuch*. Berlin/Köln 1953, S. 129.
- 4 Dies., *Blätter in den Wind*. Frankfurt/Main 1954, S. 18.
- 5 Dies., *Kleine Fanfare*. Berlin 1930, S. 200f.
- 6 Dies., Rundfunkansprache über de Gaulle, in: R. Lemp, Annette Kolb. Mainz 1970, S. 6.
- 7 Veröffentlichung der Europäischen Kommission, EGKS-EWG-EAG, Brüssel/Luxemburg 1993.
- 8 A. Kolb, *Zarastro*, a.a.O., S. 32.
- 9 Dies., *Versuch über Briand*. Berlin 1929, S. 14f.
- 10 Dies., *Kleine Fanfare*, a.a.O., S. 64f.
- 11 R. Schickele, *Werke*, Bd. III, S. 929.
- 12 A. Kolb, *Die Last*. Zürich 1918, S. 15.
- 13 Dies., *Zarastro*, a.a.O., S. 72.
- 14 Dies., *Beschwerdebuch*, a.a.O., S. 136.
- 15 Dies., *Memento*. Frankfurt/Main 1960, S. 10.
- 16 Dies., *Beschwerdebuch*, a.a.O., S. 130.
- 17 Dies., *Kleine Fanfare*, a.a.O., S. 196f.
- 18 Ebd., S. 193f.
- 19 Ebd., S. 203f.
- 20 Dies., *Daphne Herbst*. Frankfurt/Main 1982, S. 148f.
- 21 Ebd., S. 87.
- 22 Dies., *Blätter in den Wind*, a.a.O., S. 206f.
- 23 E. Benyoetz, Annette Kolb und Israel. Heidelberg 1970, S. 52.
- 24 A. Kolb, *Zarastro*, a.a.O., S. 203f.
- 25 Dies., *Blätter in den Wind*, a.a.O., S. 24.
- 26 E. Benyoetz, a.a.O., S. 130.